

Moderne Mariendichtung

Seit der Blütezeit der deutschen Romantik, da Novalis in seinen innigen Liedern „Ich sehe dich in tausend Bildern“ und „Wer einmal, Mutter, dich erblickt“, ebenso in dem zündenden Aussatz „Die Christenheit oder Europa“, der reinsten Jungfrau und Gottesmutter begeisterte dichterische Huldigung zollte, ist das Lob der Himmelskönigin selbst bei andersgläubigen Vertretern der Dichtkunst, zumal auf protestantischer Seite, nicht mehr verstummt. Ein Beweis, daß die Marienverehrung einem tiefen Bedürfnis des Menschenherzens entspricht! „Wäre Maria nicht geschaffen“, schreibt einer unserer jüngsten Dichter, „sie würde sich nicht nur immer neu schaffen, sie brauchte nicht geschaffen zu werden, weil sie ursprüngliches Erlebnis ist: das Erlebnis im Unbewußten . . . jedes Menschen schlechthin —, aber erkannt in seinen zartesten Einzelheiten und tiefsten Bedingungen nur von den tiefsten Menschen, den wahren Dichtern und Künstlern auch, die in dem Gebreitetein der Seele das Fernste und Nächste, das Leiseste und Kostbarste erspüren und zu deuten vermögen.“

Diese enthusiastische Äußerung eines bewußt modern eingestellten, anscheinend nichtkatholischen Mannes steht im Vorwort des kürzlich erschienenen Buches „Die moderne Mariendichtung. Eine Anthologie. Von Erich Bockemühl.“¹ Der Herausgeber, ein rheinischer Lehrer, sagt in seiner Einführung, die er „Zur Verständigung“ überschreibt, die Mariendichtungen dieser Sammlung seien „aus tiefer Geistigkeit voraussetzungslosen Erlebens“ geworden, und stellten „gemeinsam, wenn auch in aller Verschiedenartigkeit, ein neues Symbol ‚Maria‘“ dar, „fern aller kirchlichen Dogmatik und theologischen Meinung“. Mit der Reformation war die marianische deutsche Dichtung des Mittelalters im allgemeinen abgeschlossen, wenn sie auch sporadisch in epigonaler und dann auch in recht

guter Volksdichtung weiterlebte. Auch das 18. Jahrhundert, die Zeit der deutschen Klassik nicht ausgenommen, lehnte sich an das alte Symbol mittelalterlicher Kultur und mittelalterlichen Kultus an.

Erst mit Hölderlins Hymne „An die Madonna“ segnach Meinung des Herausgebers eine ganz neue Art der Mariendichtung ein; denn sie „ist so gänzlich anders als alles Vorherige, so durchaus individuell, man möchte sagen: real, seelisch wirklich, aus tiefer Sehnsucht in wahre Geistigkeit des Lebens klar empfunden.“ Sie steht daher am Anfang von Bockemühls Anthologie. Es folgen zumeist allgemein bekannte, auch heute noch hochgeschätzte Mariendichtungen der Romantiker (im engeren und weiteren Sinne): Novalis, Clemens Brentano, Max v. Schenkendorf, Eichendorff, Annette v. Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Prinz Emil v. Schönau-Carolath und endlich die Beiträge von einem halben Hundert neuester, zumeist noch lebender Dichter von Peter Hille und Johannes Schlaf bis zu dem 1905 geborenen Rheinländer Christian Jenßen. Der Herausgeber selbst (geb. 1875) ist mit vier edelempfundener Poesien vertreten, aus denen die Hochschätzung und Ehrfurcht eines idealgesinnten andersgläubigen Sängers gegenüber dem hehren Symbol „Maria“ spricht.

Zu den Worten der Einführung, daß die Dichtungen dieser Anthologie „ein neues Symbol ‚Maria‘ darstellen, fern aller kirchlichen Dogmatik und theologischen Meinung“ paßt nun allerdings nicht recht eine Reihe der hier aufgenommenen kirchlich einwandfreien Lieder, was auch Bockemühl indirekt zugibt, wenn er S. XIV schreibt: „Selbst bei der Droste bleibt Maria die Heilige, wie sie die katholische Kirche ‚lehrt‘. Und bei Schenkendorf und dem späteren Fr. Wilh. Weber ist es kaum anders.“ Doch liegt es uns selbstverständlich fern, dem Herausgeber wegen der Aufnahme solcher Poesien einen Vorwurf zu machen; denn einige dieser Gedichte, zumal Fr. Wilh. Webers „Sei gegrüßt!“

¹ Mit 6 Kunstbeilagen. gr. 8° (XXIII u. 146 S.) Gotha 1928, Leopold Klog. M 5.—

und „Hochgebenedeite“ gehören zu den schönsten und wertvollsten der ganzen Sammlung. Nur hätte Bockemühl mit gleichem Recht dann auch Guido Görres, Alexander Baumgartner, Fritz Esfer, Guido Dreves, Maurus Carnot und viele andere Mariensänger, deren Namen hier gänzlich fehlen, berücksichtigen dürfen. Ähnliches gilt von dem ebenfalls katholischen Dichter Ernst Edler von der Planitz, dessen 1924 erschienenenes „Marienleben. Das Buch Unserer lieben Frau und Gottesmutter“ (Wittenberg u. Berlin, A. Piehler & Co.) eine im ganzen recht glückliche Verbindung von maßvoller Modernität und treuem Festhalten am katholischen Dogma darstellt. Den breitesten Raum in der Anthologie nimmt die Mariendichtung der neuesten Zeit ein, die bemerkenswert reich und mannigfaltig ist. „Und in der Tatsache, daß gerade protestantische Kreise am meisten an der modernen Mariendichtung beteiligt sind, mag angedeutet sein, wie sich ganz aus dem Unbewußten, dem voraussetzungslos Menschlichen diese Dichtung hebt, wie sie in ihrer symbolischen Wesenheit eine innere Notwendigkeit und immer neue Sehnsucht ist“ (S. XIV). Bockemühl erinnert bei dieser Gelegenheit an ein Wort Paul de Lagardes, „daß es der protestantisch-abendländischen Christenheit von unnennbarem Schaden gewesen sei, daß sie das Marienbild ausgeschlossen habe“ und nennt das Symbol „Maria“ in der deutschen Dichtung eine „nie wegzuleugnende Wirklichkeit“ — eine religiöse Wirklichkeit. Er wünscht daher, daß seine Anthologie mehr als religiöses denn als literarisches Buch betrachtet und beurteilt werden möge, und anerkennt, „daß die Kirche das Marienbild, -Symbol und -Ideal durch das Mittelalter hin bis in unsere Tage bewahrte, wenn auch meist, und vor allem in der Neuzeit ist es so, ohne innere Beziehung zu den Dichtern zu haben“ (S. XV). Die hohen Lobsprüche, die er dann der Mariendichtung als solcher und zumal den von ihm mit Vorzug genannten Schöpfungen Rilkes, Karl Röttgers, Otto zur Lindes und Rudolf Paulsens spendet, dürfen uns freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Herausgeber einer aus-

gesprochen subjektiven, nicht auf dem katholischen Dogma sich aufbauenden Anschauung huldigt, und daß die Mehrzahl der von ihm gepriesenen und berücksichtigten modernen Mariendichter — Rilke nicht ausgenommen — ihr Marienbild nur in losem Zusammenhang oder selbst im Widerspruch mit der kirchlichen Lehre gestalten.

Von Rilkes und Röttgers Poesien meint Bockemühl, daß sie „aus dem Typischen ins Allgemeine erlöst und doch in der Wucht der Schönheit individueller Gestaltung zu dieser neuen undogmatischen, unverpflichtenden, aber unzweifelhaft überzeugenden Gültigkeit erhoben“ seien. Trotzdem ist auch ihre Dichtung noch im wesentlichen ein Marienleben. Erst bei Otto zur Lindes finden wir die philosophische Formulierung und ethische Forderung, und Maria erscheint „als klar gedachtes, traditionslos und groß-dichterisch gestaltetes Symbol“. Dieses Symbol „liegt in Otto zur Lindes neuer Religion, einer starken und umgestaltenden Diesseitsreligion, in der Gott, um dem Menschen selbst möglichst weite Verantwortung und schöpferische Möglichkeiten zu geben, ferngestellt wird. ... Unser Diesseits aber ist die Hölle. Es ist die erste Bedingung, dies zu wissen. Sie als Wirklichkeit zu sehen. Erste Bedingung zur Möglichkeit ihrer Überwindung“ (S. XVII). „Die Gedankenwelt Otto zur Lindes ist unendlich weit und mannigfach ... und was er, immer wieder zu dem Symbol Maria zurückkehrend, von den Beziehungen Mann und Weib, zu der griechischen Sexualität und mittelalterlich-deutschen Erotik sagt, ist richtunggebend, neuschaffend ..., orientierend, klärend, im Rahmen der neuen Religion von der „Konkretie der Seele und Underseele““ (S. XIX). Eine für diesen grüblerischen Dichter ganz bezeichnende Probe, die die Aufschrift trägt „Maria Moira“ — die Gleichung Maria-Moira (griechische Schicksalsgöttin) gehört zu den Lieblingsideen Otto zur Lindes —, mag hier folgen:

Maria Moira, Mutter Gottes,
Du süße Frau, so fern des Spottes,
Maria Moira, schöne Denkerin,
Du deines Herzens Sehnsuchtslenkerin.

Maria Moira, Schoß der Tiefe,
Was ist von Weh, das nicht in deinem
Herzen schlief.

Maria Moira, Weltgebäuerin,
Du deines Gottes Abgrund und Er-
hörerin.

Maria Moira, Todgewäherin
In deinem Schoß, du Lebennährerin.
Maria Moira, Mutter, Frau und Kind,
In der wir all und nie ertrunken sind.
Wenn du siehest am Rand der Welt,
Und eine Wiege deine Hand hält,
Und leis ein Lied schaukelt überm Ab-
grund süß:

„Ein Lied, ein Sehnsuchtslied ist unser
Paradies.“ (S. 37.)

Aus diesem (halb heidnisch-pantheisti-
schen) wie aus vielen andern der von Voße-
mühl aufgenommenen Erzeugnissen jün-
ger Mariendichtung ergibt sich zwar immer
von neuem die an sich erfreuliche Tatsache,
daß auch nichtkatholische, tiefer veranlagte
Dichter und Künstler sich unwiderstehlich
zur hehren Gestalt der Gottesgebäuerin,
Mutter und Jungfrau hingezogen fühlen
und aus diesem nieverstehenden Quell
wahrer Poesie Stoffe, Motive, Anregung
und Begeisterung für ihre Arbeiten schöp-
fen. Auch soll bereitwillig anerkannt wer-
den, daß sich in diesem Buch neben manchen
weniger ansprechenden Erzeugnissen (dar-
unter besonders einige Beiträge von Jo-
hannes Schlaf, Otto zur Linde, Karl Rött-
ger, Hans Franck, Albert Thalhoff, Robert
Janecke) eine schöne Anzahl von gedank-
lich und formell dem hohen Gegenstande
angemessenen Poesien finden, für deren
Wiedergabe auch katholische Leser dem
Herausgeber dankbar sind. Aber selbst ab-
gesehen von den, verhältnismäßig nicht
zahlreichen, Gedichten, die wir vom christ-
lichen Standpunkt aus ablehnen müssen,
darf man bezweifeln, ob unter den über hun-
dert hier veröffentlichten Stichproben aus
der neuesten marianischen Dichtung auch
nur eine an volkstümlicher Beliebtheit die
schlichten Strophen des nieveraltenden
„Es blüht der Blumen eine“ oder „Maria,
Maienkönigin“ eines Guido Görres, des
bescheidenen Marienängers, jemals er-
reichen, geschweige denn übertreffen wird.

Allois Stockmann S. J.

Eingemauerte Jesuiten in München

Der Münchener Akademiker Peter Phi-
lipp Wolf erzählt in der „zweiten durch-
aus verbesserten und vermehrten Auflage“
seiner „Geschichte der Jesuiten“ (4. Band,
[Leipzig 1803] S. 39) folgende schauerliche
Geschichte: „Bey Besitznehmung ihres (der
Jesuiten) Kollegiums zu M ü n c h e n ent-
deckte ein kurfürstlicher Kommissar durch
einen besondern Zufall ein Gewölbe
mit zwölf an Ketten gelegenen
Leichnamen, von denen einige noch als
Jesuiten mit ihrer Kleidung kenntlich
waren. Die zur Rede gestellten Obern
gaben sie für rasend gewordene Jesuiten
aus. An demselben Orte soll man auch
ein Crucifixbild gefunden haben, welches,
wenn man es küßte, den Küßenden mit
einem hervorspringenden Dolche verwun-
dete.“ Dazu machte dann Wolf die hoch-
kritische Bemerkung: „Es ist Schade, daß
man sich nicht Mühe gab, solchen Ent-
deckungen mit größerer Sorgfalt nachzu-
spüren, oder wenigstens für die Wahrheit
solcher Vorgebungen schärfere Beweise
aufzusuchen. Wenn man eine unverwandte
Rücksicht auf die theoretischen Grundsätze
der Jesuiten von Selbsttrache, von erlaub-
tem Morde, und vorzüglich darauf nimmt,
daß sie Tyrannen gegen jedes ungehorsame
Glied ihres Ordens, und zwar mit Er-
laubniß des päpstlichen Hofes, waren,
und daß sie für sich alle erdenklichen Pri-
vilgien der übrigen Ordensstände, und
folglich auch das Kriminalrecht der Fran-
ziskaner haben konnten, so ergibt sich aus
solchen Betrachtungen ein V e r m u-
t h u n g s b e w e i s, der sehr bedenklich gegen
die Jesuiten zeugt. Man weiß es noch
außerdem, daß sie in Rom Kerker hatten,
die den Namen China, Brasilien, Para-
guay usw. führten. Wenn ein beliebter
und eingekerkelter Jesuit von Kardinalen
oder andern Großen vermißt wurde, so
hieß es gemeiniglich nach einer Jesuitischen
Doppelzüngigkeit, er sey nach China usw.
plötzlich geschickt worden.“¹

¹ Der Münchener Akademiker Professor
Kluckhohn preist in der Sitzung der Kgl.